

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 10

Artikel: Ein Faux-pas, der mir in peinlicher Erinnerung blieb : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Faux-pas, der mir in peinlicher Erinnerung blieb

Antworten auf unsere Rundfrage

Wenn einer einen Faux-pas begeht, verstößt er gegen die Regeln des Anstandes. Eigentlich will er es gar nicht sagen, dieses böse Wort – es kommt einfach aus ihm heraus.

In solchen Augenblicken ist man wohl oft zu sehr in sich selber verstrickt. Man denkt nicht an den andern und an das, was er fühlt – und deshalb passieren den Kindern so viele Faux-pas, aber auch den Jugendlichen, die noch nicht durch allerhand Erfahrungen zurechtgeschliffen sind.

Und die Älteren, sagen sie nie etwas Un geschicktes? Oder sind sie etwa, weil sie eben älter und weiter sind, in einer Stellung, in welcher einem der Faux-pas, den man einem Jüngeren gegenüber begeht, nicht mehr zu Bewußtsein kommt? – Leider können sich Kinder, Jüngere überhaupt, gegen solche Verletzungen meist kaum zur Wehr setzen, und so bleibt es denn beim Bild, daß man nur demjenigen wehtun kann, der schon eine «höhere» Seele hat und seine Empfindlichkeit zeigen darf, weil er auf der Respektleiter weiter oben steht.

Man kann es niemandem verübeln, wenn er über gewisse hintergründige gesellschaftliche Zusammenhänge noch nicht Bescheid weiß. Und für persönliche Taktlosigkeiten, die sich etwa auf körperliche

Mißbildungen beziehen, mag sich der Verstoßende selber an der Nase nehmen.

In den meisten Fällen aber ist die Sache für den Betroffenen weniger schlimm als für den Treffenden. Und deshalb scheint uns als einzige mögliche Reaktion auf einen Faux-pas nur eine in Frage zu kommen: verzeihendes Lachen, das die Toleranz wieder herstellt, die der andere vermissen ließ. – Lachen hilft auch am ehesten zur Verdauung jenes Körnchens Wahrheit, das doch durch so manchen Faux-pas gesät wird.

B.H.

Reden ist...?

Bekannte von uns konnten durch einen Glücksfall ein wunderschönes Patrizierhaus erwerben. Als sie eingerichtet waren, wurden wir nebst einigen weitern Bekannten zu einem Fest eingeladen.

Im Laufe des Abends unterhielt ich mich längere Zeit mit dem Gastgeber über Häuser im allgemeinen, und dann erzählte er mir des langen und breiten die ganze Geschichte, wie er zu diesem Haus gekommen war.

Zu später Stunde tanzte ich mit einem Freund des Hausherrn. Er war ein schlechter Tänzer, und

ich suchte krampfhaft nach einem Gesprächsthema. Und nur um etwas zu sagen, fragte ich: «Können Sie mir sagen: wie sind eigentlich Müllers zu diesem prächtigen Haus gekommen?» – Und mein Tanzpartner schob mich in Richtung Gastgeber und rief: «Du, erzähl doch der Rosie, wie ihr zu diesem Haus gekommen seid, es interessiert sie!»

Daraufhin sah mich der Gastgeber sehr komisch an. Was er von mir gedacht hat, weiß ich heute noch nicht; vermutlich hat er an meinem normal funktionierenden «Hirni» gezweifelt.

Vielleicht sollte man beim Tanzen doch nicht reden!

Die unbekannte Grösse

Als Baslerin arbeitete ich seit kurzer Zeit bei einer sozialen Institution in Zürich. Zu meinen Aufgaben gehörten auch Vertretungen an Sitzungen und Tagungen. So mußte ich eines Tages die Jahresversammlung einer zürcherischen der Wohltätigkeit dienenden Vereinigung besuchen. Meine Vorgesetzten schärften mir ein, ich müsse mich unbedingt dem Sekretär der Vereinigung, Herrn Gerber, vorstellen. Es sei wichtig, daß meine Anwesenheit und unser Interesse bemerkt würden.

Vor Beginn der Versammlung saß ich einige Zeit am Tisch und hielt Ausschau nach einem Kopf, der zu einem Herrn Gerber gehören könnte. Da betrat gerade ein älterer, bebrillter Herr den Saal, der mir ganz genau wie ein Herr Gerber auszusehen schien. Er drückte jedem Anwesenden der Reihe nach die Hand, was meine Vermutung, es müsse sich um den Sekretär handeln, verstärkte.

Schon näherte er sich mir. Erleichtert dachte ich, nun könne ich meinen Auftrag gleich zu Beginn bequem erledigen. Ich nannte meinen Namen und fragte: «Sind Sie der Herr Gerber?» Die Antwort lautete: «Nein, ich bin der Landolt!» – Und der Stadtpräsident brach in schallendes Gelächter aus, während ich feuerrot wurde.

Die ungeistigen Thurgauer

Ich hatte soeben meine neue Stelle angetreten. Sie bedeutete für mich einen großen Sprung nach vorn. Und nun holte ich noch einige Antritts-Visiten nach, so unter anderem beim Präsidenten unseres Verwaltungsrates.

Der Mann gehörte in jeder Hinsicht zum Baster «Daig». Das drückte sich auch in einem perfekten Baseldytsch aus. Sein Schwager, ein prominenter Fabrikant, war auch einmal Präsident des Bürgerrats gewesen. Ich selber bin Glarner, aber im Thurgau aufgewachsen. Da aber meine Mutter Baslerin ist, beherrsche ich ebenfalls die Sprache der «Dalbe».

Freundlich fragte mich der Präsident, ob ich wirklich gerne nach Basel komme, nachdem ich doch im Thurgau gut zu Hause gewesen sei. Es sei ja nicht so leicht, sich bei den Baslern einzuleben. Ich antwortete, das werde mir nicht so schwer fallen, und was die Thurgauer betreffe, so fände ich sie doch ein wenig langweilig und ziemlich ungeistig.

In Wirklichkeit hatte ich eine große Wertschätzung für meine zweite oder dritte Heimat, eben den Thurgau. Und es ist sonst nicht meine Art, einem Höheren gefällig sein zu wollen, indem ich etwas verrate, das ich schätze. Vielleicht gerade weil mir Schmeichelei nicht liegt, bin ich ausgerechnet auf diese unglückliche Bemerkung verfallen. Ich hatte nämlich den Satz kaum ausgesprochen, als ich inne wurde, daß mein Gegenüber ein gebürtiger Thurgauer war!

Er erwiederte mit freundlicher Sachlichkeit: «Finden Sie? Ich bin ja auch Thurgauer, und es ist schon etwas dran. Aber die Basler haben auch ihre Tücken!» So half er mir ein wenig über den Faux-pas hinweg. Dennoch konnte ich unserem Präsidenten nicht mehr begegnen, ohne daß mir dieser Faux-pas in den Sinn kam. Es war fortan etwas zwischen uns, das einen ganz guten Kontakt verhinderte – bis heute, da ich längst eine andere Firma leite.

«Berliner Schnauze»

Wenige Wochen erst war ich mit einem Norddeutschen verheiratet. Eines Abends waren wir zusammen mit einem uns bekannten Ehepaar bei Freunden meines Mannes eingeladen. Unsere Gastgeber fragten mich, wie ich mich in Deutschland eingelebt hätte und ob ich mich wohl fühlte, sie hätten schon öfters gehört, daß die Schweizer die Deutschen nicht sehr gut leiden mögen.

«Ach wissen Sie», entgegnete ich, «das liegt zum Teil schon an der Sprache, wenn wir so eine richtige „Berliner Schnauze“ hören, stößt uns das einfach ab.»

Es folgte ein betretenes Schweigen, dann sagte unser Gastgeber, zu seinen andern Gästen gewandt:

«Herr und Frau C. sind gebürtige Berliner.»

Das Blut schoß mir in den Kopf, ich wußte nicht, wie ich mich für meine ungehörige Bemerkung entschuldigen sollte. Doch da erfuhr ich, daß die Berliner nicht nur ein gutes Mundwerk, sondern auch eine gehörige Dosis Humor besitzen: Herr und Frau C. brachen in schallendes Gelächter aus, von dem wir alle angesteckt wurden.

Viele Jahre sind seither verflossen, und die Familie C. gehört jetzt zu unseren besten Freunden. Die „Berliner Schnauze“ wird mir noch oft aufgetischt und hat mich seither davor bewahrt, kurzerhand Klischeevorstellungen weiterzugeben.

Einmal ganz oben

Aus irgendwelchen Gründen hatte ich eines Tages als Dekorations-Stift in unserem Warenhaus die sichere Überzeugung, daß unser Geschäft heute «herrenlos» sei. Sogleich verbreitete sich eine fröhliche Stimmung in unserem Rayon und die Geselligkeit wurde klatschend und jubelnd der Arbeit vorgezogen.

Diese einmalige Chance wollte ich wahrnehmen und beschloß, die Damen des Rayons, gleich sieben auf einen Schlag, am Narrenseil herunterzulassen.

Im Treppenhaus ahmte ich Schritte und Räuspern unseres Chefs nach und begab mich unter der bekannten akustischen Begleitkulisse in sein Büro. Sofort verließ ich es aber mit schüchtern, harmloser Miene wieder und bat «im Auftrage des Chefs» die Rayonerste in sein Gemach, während ich mich in Windeseile wieder selbst dort hineinschllich. Wie ein Maharadscha auf dem Thron saß ich am Schreibtisch des Direktors in Erwartung der verdutzten Verkäuferin.

Die erste Freude, wie der Damenclub in alle Ecken samt und sonders verstoben war, hatte ich schon begierig aufgesogen. – Doch plötzlich, ich traute meinen Ohren nicht, vernahm ich, was ich vorgetäuscht zu meinem größten Entsetzen in Wirklichkeit! In Bruchteilen von Sekunden hatte ich gerade noch Gelegenheit das Allerheiligste zu verlassen ehe Er ins Büro trat. Und alsbald stand die aufgebotene Verkäuferin vor ihrem Chef und fragte diesen nach seinem Begehr.

Tiefbeschämmt und kläglich zusammengesunken beugte ich das hochrote Haupt vor dem Allgewaltigen. Sein Gehaben holte mich wieder in die Wirklichkeit. Den Schweiß trieb es mir aus allen Poren

und die Kehle war so trocken, daß ich kein Wort herausbrachte . . .

Kleine Verwechslung

Ich war als junge Bürolistin im Rathaus tätig. Eines Tages erschien auf der Einwohnerkontrolle ein größerer, dunkelgekleideter Herr. Ich fragte ihn nach seinem Begehr. Er erklärte mir, daß er seinen Heimatschein abgeben möchte. Als ich die Personalien auf das entsprechende Formular eintrug, fragte ich den in unser Städtchen neu eingezogenen Herrn nicht nach seinem Beruf, sondern ich platzte gleich heraus: «Sie sind gewiß Schauspieler!» Sein ganzes Äußeres und sein Auftreten schienen mir dies anzudeuten. «Nein», entgegnete mir lächelnd der Herr, «ich bin der neugewählte Pfarrer!»

Da machte ich wohl ein ziemlich blödes Gesicht, und ich zog meine Lehre aus dem vorlauten Benehmen. – Wie man mir aber nachher erklärte, hatte ich die Erscheinung und Wesensart des Herrn gar nicht schlecht beurteilt!

Die Macht der Gewohnheit

Als mein Bruder das Lehrerseminar besuchte, brachte er immer wieder neue komische Ausdrücke und Ideen nach Hause. Das gab dann manchmal übermütige Momente.

Eines Mittags fragte er mich beim Essen: «Schmeckts?» «Danke, gut», erwiderte ich, ganz verblüfft ob dieser plötzlichen Aufmerksamkeit. «Me ghörts au», ergänzte er sodann ganz lakonisch und brachte damit die ganze Tischgemeinschaft zum Lachen, mich aber in einige peinliche Verwirrung.

Ich grübelte daran herum, ob ich mich nun wirklich so vergessen hätte und . . . später brachten wir dann noch manche gute Kollegin und manchen Freund in ähnliche Verlegenheiten und hatten unseren Spaß daran.

Aber einmal sollte mich am Silvester die Strafe ereilen:

Ich war bei meiner verheirateten Schwester zu Besuch, die ihrerseits noch viele Bekannte eingeladen hatte. Bei Champagner ließen wir fröhlich das alte Jahr ausklingen, und als wir dann beim festlichen Mahl saßen, fragte ich meine Tischnachbarin eben auch: «Schmeckts?» – und weiter, wie schon so oft, ohne zu denken: «Me ghörts!»

Kann man sich die nachfolgende betretene Stille mit dem nervösen Gabel- und Messergeklapper vorstellen?

Die Kappe

Als jungverheiratete Frau zog ich mit meinem Mann nach Kanada. Ein großer Teil unserer Nachbarn in der neuerrichteten Siedlung waren ebenfalls Schweizer, und so waren wir denn oft unter uns. Daß dabei auch die Sitten des Gastlandes kritisiert und diskutiert wurden, ergab sich von selbst.

In jenem ersten Winter war eine für unsere Begriffe lächerliche Hutmode aufgekommen. Es waren gold- oder silberdurchwirkte gehäkelte Gebilde, welche die Damen der Stadt auf ihren Köpfen trugen. Einer «frisch importierten» kleinen Nachbarstochter, die über einen ziemlich urchigen Wortschatz verfügte, war dies auch aufgefallen und auf einem Einkaufsbummel im Städtchen sagte sie entsetzt: «Jetz lueg emal die det änne mit däre Chappe – das isch ja zum i d Hose schiße!» – Der Ausspruch machte natürlich in der Nachbarschaft die Runde und löste große Heiterkeit aus. Beleidigt war auch niemand, denn wir waren ja weit und breit die einzigen Schweizer.

Nun fuhr ich kurz darauf mit meinem Mann nach Montreal, wo wir in einem eleganten Warenhaus einkauften. Neben uns in der Schallplattenabteilung stand eine, wie ich fand, sehr «kanadische» Dame, deren Kopf auch ein solch gehäkeltes Gebilde schmückte. Da kam mir die lustige Begebenheit von neulich in den Sinn, die ja meinem Mann auch bekannt war, und ohne Einleitung zitierte ich die kleine Yvonne: «Du, lueg emal die det änne ...» in vollem Wortlaut. Zu meinem Entsetzen aber wandte sich die kritisierte Dame lächelnd zu mir um mit den Worten: «Wie nett, wider emol urchigs Schwyzertütsch z ghöre. Wie gfallts ene dänn in Kanada?»

Vor Schreck war ich so verdattert, daß ich mich kaum an den weiteren Verlauf des Gesprächs erinnere, und noch heute weiß ich nicht, ob die Dame wirklich den ganzen, schrecklichen Spruch verstanden hat und mich beschämen wollte, oder ob es ihr mit ihrer Freude über die urchigen heimatlichen Klänge wirklich ernst war. Mir jedenfalls war das peinlich-komische Erlebnis eine Warnung, daß man auf der ganzen Welt nirgends vor Schweizern «sicher» ist.

Kunstkritik

Während unserer Ferien in einem Kurort trafen meine Schwägerin und ich zufällig eine Bekannte, die wir allerdings nur sehr oberflächlich kannten. Freundlich forderte uns die Dame auf, sie zu begleiten, damit wir gleich das von ihr bewohnte Chalet besichtigen könnten. Gesagt, getan.

Nach dem Rundgang durch das Haus plauderten wir bei einer Tasse Tee, als plötzlich meine Schwägerin auf ein modernes Bild an der gegenüberliegenden Wand deutend meinte: «Lieber wott i in blutte Wänd wohne, als soone Helge uffzhängge!» «Mein Mann malt leidenschaftlich gerne in seiner Freizeit, er ist sehr stolz auf dieses erst kürzlich von ihm fertiggestellte Bild», kam darauf die Antwort der etwas betupften Gattin.

Darauf schaute man still zu Boden – und erst jetzt ging uns auf, daß wir nicht in einem gemieteten Chalet waren, sondern im eigenen Ferienhaus von Frau M. – Was tun? wie die unangenehme Situation entschärfen? Um etwas Versöhnendes zu sagen, erklärte ich unserer Gastgeberin begütigend: «Sie mien wisse, daß mi Schwögere no nie in ihrem Läbe ebbis vo Kunscht verstande het.»

Erneutes Schweigen! Errötend und betreten lächelnd verabschiedeten wir uns dann aber recht bald.

Schwierige Sprache

Mit sechzehn Jahren durfte ich zum ersten Mal allein ins Welschland fahren. Ich verbrachte die Sommerferien gemeinsam mit anderen Jugendlichen in einer kleinen Familienpension. Da fragte mich meine Gastgeberin eines Tages im Verlauf des Gesprächs: «Vous plaisez-vous?»

Das Verb «se plaire» war mir von der Schule her bekannt. Ich übersetzte die Frage in Gedanken allzu wörtlich und war leicht schockiert. Weshalb fragte mich die Frau: «Gefallen Sie sich?» Habe ich zu oft in den Spiegel gesehen? Glaubt sie wohl, ich sei besonders eitel?

Das durfte nicht ihr Eindruck bleiben, und sogleich antwortete ich deshalb: «Oh non, pas du tout!»

Damit hatte ich die gute Frau offenbar tief gekränkt, und ihre nächste Frage: «Warum bleiben Sie denn hier?» erhellt mir schlagartig den Sinn der

ersten. Die Pensionsmutter hatte sich ja nur danach erkundigt, ob ich mich in ihrem Hause wohlfühle!

Glücklicherweise genügte mein bescheidener französischer Wortschatz, um das Mißverständnis sofort zu klären, so daß der Zwischenfall mit einem befreienden Lachen endete.

Am Ferienende verabschiedete ich mich mit den Worten: «Je vous remercie, Madame, je me plaisais beaucoup chez vous.» Es gefiel mir wirklich gut, während ich mir selber auch heute noch nicht immer gut gefalle.

Doch nicht perfekt

Ich arbeitete als Sekretärin bei einer ausländischen Firma in der Schweiz, und als mein Chef, Mr. Smith, ein Amerikaner, in ein anderes Land versetzt wurde, war ich ihm natürlich bei all den Abmeldeformalitäten behilflich.

Eines Morgens bat er mich, ihn als Telephonabonnenten abzumelden und gab mir seine Adresse und seine private Telephonnummer an. Ich ließ mich mit der Telephondirektion verbinden, und einfachheitshalber gab ich mich als Mrs. Smith aus.

Alles ging gut, bis mich der Telephonbeamte zum Schluß fragte: «Eh, in welchem Stock wohnen Sie jetzt auch?» – Entsetzt schwieg ich, denn das hatte mir mein Chef nicht gesagt. Der Beamte am Ende der Leitung wurde ungeduldig und sagte: «Aber Sie werden doch wissen, wieviele Treppen Sie immer hinaufsteigen müssen. Sie wohnen ja jetzt schon über drei Jahre in dieser Wohnung!» – Und beschämmt legte ich den Hörer auf.

Unheimliche Begegnung

Ich saß gemütlich bei meiner nachmittäglichen Tasse Kaffee und las die Zeitung. Sie strotzte wieder einmal von Berichten über Raubüberfälle und Diebstähle: ganz in der Nähe trieb eine Bande Einbrecher ihr Werk! – Ich war allein im Haus, nur das Baby schlief in seinem Bettchen, die andern Mieter waren in den Ferien oder an der Arbeit.

Da klingelte es an der Haustür. Benommen von der unerfreulichen Lektüre trat ich ins Treppenhaus und drückte auf den Türöffner. Durch die Stäbe des Treppengeländers spähte ich zur Haustür hinunter. Ein Unbekannter trat ein. Er trug weder Koffer noch Mappe, also konnte es kein Hausierer sein. Sein Ge-

VEXIERBILD AUS DER ZEIT DES JUGENDSTILS



Wo ist denn der kleine Bub?

sicht konnte ich nicht sehen, aber seine Erscheinung wirkte bedrohlich: er war groß und hager, und seine Kleider, ein grober Tweedkittel und ein dunkelkarriertes Hemd, sahen abgetragen aus.

„Was will der nur?“ fragte ich mich, und laut rief ich: „Ja, bitte?“ – Der Mann aber hob nicht einmal den Kopf, zielsicher und unbeirrbar stieg er die Treppe empor. Mir wurde unheimlich. „Ich muß um jeden Preis verhindern, daß der Kerl hier heraufkommt“, ging es mir durch den Kopf, „die Wohnungstür mit den großen Glasscheiben, die man nicht einmal recht schließen kann, schützt mich nicht genügend.“

Entschlossen stieg ich ein paar Stufen hinunter, stellte mich, um dem Eindringling den Weg zu sperren, breit hin und rief, so energisch als es mir nur möglich war: „He Sie, was wänd Sie eigeiti?“ – Da beschleunigte der Mann seine Schritte, bog um den Treppenabsatz, streckte mir die Hand entgegen und sagte freundlich: „Grüezi Frau X., ich bin de Pfarrer – Sie händ doch Ihres Töchterli zu mir i d Taufi aagmäldet uf de nöchscht Sunntig.“

Ich habe es mir bis heute nicht verziehen, daß ich es unterlassen habe, den Pfarrer, bei dem ich ein Kind zur Taufe anmeldete, zuvor wenigstens bei einem Kirchenbesuch kennen zu lernen. Und jedesmal, wenn ich ihm auf der Straße begegne, kommt es mir wieder peinlich zu Bewußtsein, wofür ich ihn gehalten habe!

Sicht beeinträchtigt

Beißende Kälte herrschte, als ich eines Nachmittags als knapp zwanzigjähriges Mädchen durch die Stadtbummelte. Ich hielt es nicht lange aus und betrat ein kleines Café, um mich mit einem heißen Tee zu wärmen.

Kaum hatte ich die Türe hinter mir geschlossen, lief meine Brille dermaßen an, daß ich fast nichts mehr sah. Das einfachste wäre gewesen, diese abzunehmen und die Gläser abzuwischen, aber das ließ mein Stolz nicht zu.

So gut es ging, schritt ich also vorwärts, und plötzlich sah ich verschwommen vor mir einen freien Stuhl. Aufatmend setzte ich mich nieder und schon hörte ich neben mir die Stimme: „Was wünschen Sie bitte?“

Fast im gleichen Moment wurde mir bewußt, daß ich nicht allein an diesem Tisch saß, ich putzte verstohlen meine Gläser und setzte sie wieder auf die Nase, und da entdeckte ich: ich saß mit zwei jungen Herren am kleinsten Tischlein des Lokals, in welchem noch viele größere und leere Tische standen! Was werden sich die Herren für Gedanken gemacht haben?

Eine Erklärung gab ich ihnen nicht, sondern verzog mich mit meinem Teeglas an einen andern Tisch hinter einem großen Blumenstock!

Die Glarnerpastete

Meine Frau und ich waren frisch verheiratet und erwarteten unseren ersten Besuch: Die Schwester meiner Frau hatte sich aufs Wochenende mit ihrem Freund angemeldet. Wir freuten uns, den jungen Herrn – und vielleicht den zukünftigen Schwager – kennenzulernen und gaben uns alle erdenkliche Mühe, als Gastgeber keine Fehler zu machen. Meine Frau bereitete ein vorzügliches Mittagessen zu, das ihr viel Lob eintrug.

Und dann saßen wir vier also im gemütlichen Erker der Wohnstube beim Schwarzen Kaffee. Dazu kam eine herrliche Glarnerpastete auf den Tisch, je hälftig mit Mandeln und Zwetschgen gefüllt. Als



Albrecht
Schläpfer

Bébé-Ausstattungen

Wir freuen uns auf Ihren Besuch in unseren
neuen Verkaufsräumen.
8001 ZÜRICH am Linthescherplatz, Tel. 23 57 47

Feinschmecker ißt man in der Regel von jeder Sorte ein Stück.

Wieder war man des Lobes voll, und ich bot den Gästen das zweite Pastetenstück an: «Herr L., sind Sie so guet und nänd Sie nuch es Stugg mit Mandle!» Herr L. forderte mich seinerseits auf, mich zuerst zu bedienen. «Nei, nänd Sie nu, wüssezi, mir chänd ehnder wider drzue. Für üs isch das nüüt Bsunderigs!»

Da stockte die Konversation, und meine Frau bekam einen hochroten Kopf. Noch ahnte ich den eigentlichen Zusammenhang nicht. Erst als sich unsere Gäste wieder verabschiedet hatten, erklärte mir meine Frau: Herr L. habe die Glarnerpastete auf einem Spaziergang durchs Dorf gekauft und uns zum Dessert mitgebracht!

Staatskunde in der Bahn

Vor einigen Jahren wartete ich mit meinem Mann auf den Zug, der uns dem rechten Seeufer entlang nach Hause führen sollte. Der Zug fuhr ein und mein Mann fragte: «Hast du dort unseren ehemaligen Bundespräsidenten Streuli gesehen?» Müde und gleichgültig nickte ich, glaubte ich doch irgendwo einen erspäht zu haben, der einem unserer Bundesräte glich.

Wir stiegen ein und setzten uns einander vis-à-vis. Die Fensterplätze waren besetzt durch einen älteren Herrn und eine jüngere Dame. Noch beschäftigt mit der vorherigen Frage meines Mannes fragte ich ihn mit schallender Stimme: «Du säg, wont de Streuli eigentli immer na z Richterswil?» Die Antwort war ein Gingg ans Schienbein, von meinem sanften gutmütigen Mann. Ich starrte ihn an, und als ich in seine Augen sah, dämmerte es mir: Der Mann, der mir gegenüber am Fenster saß, war niemand anders als eben der ehemalige Bundespräsident in Begleitung seiner Tochter.

Gross oder klein

Ich war noch jung und dumm, als wir achtzehnjährige Schulkameraden und Schulkameradinnen ein kleines Fest veranstalteten. Schon damals schwärmte ich für große, schlanke Männer, und so war ich nicht wenig enttäuscht, als mich keiner von den großen, schlanken Jungen holte, ein netter, kleinerer Herr aber, den ich nicht kannte, mich zum Tanze

aufforderte. Ich suchte meine Enttäuschung zu verborgen, dachte aber heimlich: In der Not frißt der Teufel Fliegen!

Meine Freundin lächelte mir immer freundlich zu, wenn sie mit ihrem großen Kavalier an mir vorüber-tanzte und in einer Pause, als ich neben ihr saß, fragte sie mich sehr interessiert, wie mir mein Tanzpartner gefallen habe? «Nicht besonders», meinte ich, «Gartenzwerge waren noch nie mein Ideal!»

Da huschte ein Schatten über ihr fröhliches Gesicht und sie erklärte mir: «Anita, dieser Gartenzwerg ist mein Bruder und studiert Medizin!»

Kopfschmerzen vortäuschend verließ ich darauf möglichst bald das Zimmer.

Warum nicht lachen?

Während meiner kaufmännischen Lehrzeit hatte ich oft im Büro unserer Firmainhaber zu tun, die sich an zwei Schreibtischen gegenüberstanden. Den beiden Herren stand nur ein einziger Telephonapparat zur Verfügung, der sich ungefähr an der Stelle befand, wo die Schreibtische zusammenstießen. Das hatte zur Folge, daß man sich immer von seinem Sitz erheben mußte, wenn das Telephon klingelte oder wenn man zu telephonieren wünschte, weil man im Sitzen den Apparat nicht erreichen konnte. Dieses Aufstehen, Hörerabnehmen, Absitzen wiederholte sich im Laufe des Tages einige dutzendmale.

Eines Tages war ich wieder im Büro meiner beiden, von mir übrigens sehr verehrten Arbeitgeber, als das Telephon läutete. Zuerst geschah, was in diesem Fall immer geschah: Herr A., nicht mehr der Jüngste, erhob sich, nahm den Hörer ab, ließ sich in den Drehstuhl zurückfallen und wollte sich melden. – Aber dazu kam er nicht mehr: Der Sitz gab nach, der Stuhl zerbarst mit lautem Knax, und im nächsten Augenblick lag mein Brotherr auf dem Boden, den Hörer in der Hand, die Füße in der Luft, umgeben von den Trümmern seiner bisherigen Sitzgelegenheit! Was aber tat ich, der Lehrling? Dem Ärmsten auf die Beine helfen? Nein. Der Anblick war derart überwältigend komisch, daß ich nur eines tun konnte: Lachen, aus vollem Halse lachen!

Mein Lehrmeister aber war zwar viel zu gütig und zu vornehm, als daß er über diese peinliche Szene später je ein Wort verloren hätte. Mir aber machte mein unwürdiges Betragen noch lange Zeit zu schaffen.